

Review

Diedrich Diederichsen
Don't Cry Woke

Veröffentlicht am 13.09.2024

Bio:

After Woke Jens Balzer
Matthes & Seitz Aug. 2024 9,99€ 105 S.

Links ≠ Woke Susan Neiman
Hanser Berlin Aug. 2023 22€ 176 S.

Das Wort «woke» taucht fast nur noch in programmatischen Texten von in keiner Weise satisfaktionsfähigen Öffentlichkeitsteilnehmern wie AfD oder FPÖ oder bei Putinisten auf, und zwar als Zielscheibe rassistischer, aber auch antiintellektueller Aggressionen. Wie schon bei früheren Schmäh slogans gegen intellektuelle Linke («politisch Korrekte», «Gutmenschen») hat es selten jemanden gegeben, der sich selbst «woke» im Sinne einer politischen Überzeugung genannt hat; allenfalls als Mentalität oder Maxime («stay woke!») fand das Wort Verwendung. Traktate, Manifeste, überhaupt argumentierende Texte, die sich eine Position mit diesem Namen zu eigen machen, gibt es nicht. Die meisten Erwähnungen von «Woke» oder «Wokeness» sind reine Demagogie.

Das Schattenboxen gegen «Woke» oder «Wokeness» umfasst neuerdings aber auch Schriften, die einen anderen Grundton haben und sich als Äußerungen ehemaliger Sympathisant:innen zu erkennen geben: Enttäuschung und Erschrecken über das Verhalten der eigenen Freund:innen, der eigenen intellektuellen Familie. Es sind Texte, die sich wie Protokolle einer Scheidung lesen, schleichende Entfremdung, Fassungslosigkeit über Untreue. Bei Susan Neiman ist es vor allem der «Wert» des Universalismus, gegen den die Woken ein «Stammesdenken» mobilisiert hätten, und die «Aufklärung», auf deren Boden sie nicht mehr stünden. Bei Jens Balzer ist es die Untreue gegen die Errungenschaft des Antiessentialismus, der sich in den 1990er-Jahren um

einen «Postkolonialismus» gebildet habe, der noch in Ordnung gewesen sei und von Denker:innen wie Stuart Hall oder Édouard Glissant geprägt wurde. Die dazu passenden Werte artikuliert wiederum eine Musik, die Balzer als einer der einflussreichsten und produktivsten deutschen Pop-Musik-Autor:innen unterstützt hat – doch einige von deren Repräsentant:innen sind nun bei den Queers for Palestine.

Obwohl ich bei denen noch nicht mitgegangen bin, aber eben auch nicht mit der IHRA-Definition von Antisemitismus in der Hand durch den weitgehend streberhaft homogenisierten Blätterwald des Feuilletons schreite und als alter Gegenkulturalist in Neimans Aufklärungsnormalismus auch nicht einstimmen kann, fühle ich mich in beiden Fällen wie die möglicherweise gemeinte und des Ehebruchs bezichtigte Person. Muss dann allerdings nach vollzogener Lektüre beider Bände feststellen, dass Balzer und Neiman, als deren rares, aber geteiltes Alleinstellungsmerkmal man eben noch ansehen konnte, dass sie Woke von links kritisieren und vielleicht sogar verbessern wollen, es miteinander wohl auch nicht mehr ausgehalten hätten: Sie sind auf so verschiedene Weise anti-woke, dass man meinen könnte, nach Gebrauch beider Traktate sei die Wahrheit der Wokeness trigonometrisch zu ermitteln: als Mitte von zwei gleichschenkligen Verfehlungen?

Das ungute Gefühl über den Dissens bleibt: Leute wie Balzer und Neiman sind von Haus aus eher Bündnispartner:innen, gerade in der aktuellen Situation. Neiman als Autorin, die eine Traditionslinie linker Positionen zusammenhalten will und auch am Begriff «links» und vor allem an dessen jüdisch-afroamerikanischer Tradition festhält; Balzer als jemand, der «liquide» und hedonistische Positionen und eine Politik des Nachtlebens verteidigt. Aber vielleicht stammt der Imperativ, die Reihen geschlossen zu halten, doch eher aus der Sprache der Gegenseite, und vielleicht ist die Angst vor der Scheidung nur eine Deckangst vor den größeren Problemen, die wir haben und noch bekommen werden.

Bankrott oder McCarthy

Für Balzer vollzog sich der Bruch nach dem 7. Oktober, als sich angeblich viele woke Intellektuelle und auch die Berliner Clubkultur nicht von den Massakern der Hamas distanzieren oder gar mit diesen sympathisieren. Das ist ein ziemlich ungeheurer Vorwurf und die Prämisse für den linken «Bankrott», von dem Balzer durchgängig spricht, weswegen man Belege dafür genau lesen möchte. Er nennt insbesondere drei: einen *hot take* Tariq Alis für die *New Left Review*, die eher nicht als ein Mutterschiff des Wokismus bekannt ist, einen ungenau zitierten Artikel aus *n+r* und den berühmtesten Tweet «What did y'all think decolonization meant?» der somalisch-amerikanischen Journalistin Najma Sharif. Neiman, deren Buch einige

Wochen vor dem 7. Oktober erschienen war, hat die zuweilen befremdlich inquisitorische Suche nach solchen Sympathien, die für die Hamas kein:e einzige:r deutschsprachige:r Intellektuelle:r tatsächlich geäußert hatte und die in den bekannten Ausladungen und Demütigungen von Nancy Fraser, Masha Gessen oder Laurie Anderson mündeten, **McCarthyismus genannt** (<https://www.nybooks.com/articles/2023/10/19/historical-reckoning-gone-haywire-germany-susan-neiman/>).

Obwohl sich Balzer natürlich nicht für McCarthyismus ausspricht, sondern eher Clubkultur und Pop-Musik, seine eigene Szene also, nach unangemessener Palästinafreundschaft absucht, braucht man nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, dass man nicht nur auf unterschiedliche Weise «gegen woke» sein kann, sondern auch auf antagonistische Weise von links oder von «ehemals sympathisierend» gegen woke oder anderweitig linke Positionen schreiben kann – und das betrifft dann nicht nur die naturgemäß vage Kategorie des «Woke», sondern auch die anderen gewaltigen, wenn auch nicht unerwarteten Begriffstanker, die hier die Spree und die Havel runterdümpeln: Aufklärung, Identitätspolitik, Universalismus, Postkolonialismus, Antisemitismus.

Dass im Hintergrund nicht erst seit dem 7. Oktober der Staat angerufen wird – weniger von Leuten wie Balzer, aber von seinen Allies bei *Welt*, CDU und *NZZ*, wie auch von den zahlreichen nachgewachsenen «Antideutschen» bei SPD und Grünen –, einzugreifen und den «neuen», nunmehr als «links» oder «migrantisch» gelabelten «Antisemitismus» von Kulturförderung fernzuhalten, klingt nach einem Vorfeldgefecht von noch Schlimmerem. Heute geht es gegen die Woken, morgen soll dann kein Jazz-Festival mehr von deutschem Boden ausgehen: Einen Bassisten, der mal was vom BDS unterschrieben hat, findet man in jeder Combo. Belege für historischen Antisemitismus unter Afroamerikanern sind bei Balzer ein großes Thema. Natürlich hat es die, wie viele andere hier gerne als pars pro toto präsentierte Symptome auch, immer mal wirklich gegeben. Sie in diesem Diskursumfeld als Belege für das Fortwirken einer Kontinuität zum Bösen heranzuziehen, ist unangebracht, to say the least.

Nur ein Feindesname fehlt noch, obwohl sich vielleicht beide auf ihn einigen könnten: *French Theory* oder Poststrukturalismus. Wobei der Unterschied hier darin liegt, dass Neiman diese mit Rorty und kritischer Theorie philosophisch ablehnt, während Balzer eher ihren Niedergang beklagt. Die im deutschen Feuilleton gern als antisemitische Erzschorkin dämonisierte Judith Butler hat bei Balzer zunächst große Verdienste um den Antiessentialismus, derer sie erst verlustig geht, wenn sie daraus einen «essentialistischen Antiessentialismus» macht, der den Juden die Diaspora als Lebensform aufdrängen wolle, um den Staat Israel zu kritisieren, und schließlich dabei

enden müsse, die Hamas als «Widerstandsbewegung» zu verharmlosen. Neiman braucht Antiessentialismus gar nicht erst: Die Berufung auf das Menschsein sei der Kern jeder Emanzipation, hält sie denen entgegen, für die solch ein Humanismus einem falsch-universalistischen Eurozentrismus entspringt.

Bei Neiman geht der Woke-Irrweg schon deutlich früher los als bei Balzer, und der auslösende Faktor ihres auch ein gutes Jahr früher erschienenen Buches war ein Artikel der *New York Times*, in dem die «indischen Wurzeln» von Kamala Harris als Faktor der Indienpolitik der Biden-Regierung diskutiert wurden. Neiman betont, dass sie nicht als Liberale, sondern als Linke an «Woke» verzweifelt, Balzer, dass er sich gewissermaßen selbst bis vor kurzem zu den Woken gezählt hätte. Und wer seine Texte zur Pop-Musik und deren kultureller Umgebung in den vergangenen Jahrzehnten gelesen hat, kann das zum Beispiel anhand seines ausgeprägten Engagements für queere und weibliche (oder weiblich gelesene) sowie nichtweiße Künstler:innen bestätigen. Für Neiman wäre das wahrscheinlich schon «Stammesdenken», bzw. sie betont, dass alle partikularen Emanzipationsgeschichten, die diesen Namen verdienen, mit dem guten alten westlichen Universalismus zu haben seien.

Falsche Solidaritäten

Solidarität ist der Ursprung und die Tugend linker Bezugnahmen für Neiman. Für Balzer macht die falsche Solidarität mit Palästina schließlich alles kaputt. Man könnte sich also vielleicht mit beiden auf das Prinzip der Solidarität als Schlüsselkategorie einigen, dann aber seinen Inhalt (oder sein Volumen) diskutieren: Solidarität mit den Opfern des terroristischen Angriffs der Hamas ist auf jeden Fall geboten, nicht nur mit Opfern und deren Familien, sondern auch mit denen, deren Lebens- und Sicherheitsgefühl nachhaltig erschüttert wurde.

Eine «Staatsräson», die alles, was Israel seitdem tut, prinzipiell absegnet, ist keine Solidarität; denn sie reagiert nicht mehr auf die weiteren, sich zuspitzenden grauenhaften Ereignisse. Solidarisch ist es auch nicht (nicht mit Israel an sich, geschweige denn mit israelischen Linken, denen ich naturgemäß näherstehe), eine Propagandamaschinerie zu installieren, die mit großkalibrigem Schrot wie «linker Antisemitismus» oder «Israelhasser» gegen alle Evidenz den (linken) Kritikern dieser Staatsräson eine rechte (antisemitische) Position unterstellt. Solidarität mit den Opfern des Krieges in Gaza ist auch dann möglich und geboten, wenn man deren politische Überzeugungen nicht teilt (kennt man sie?). Ihre Überzeugungen (wo man sie kennt und sie der Hamas nahestehen) zu adeln, nur weil sie Opfer sind, geht natürlich auch nicht. (Einen solchen problematischen Solidaritätsbegriff, bei

dem die Solidarischen die Überzeugung der je «Unterdrückten» übernahmen, gab es durchaus in den 1970er-Jahren – heute ist er selten, aber es gibt ihn noch). Prinzipiell sind die Opfer politischen Unrechts nicht klüger oder ethischer als die Täter, die Solidarität gilt ihnen aber auch nicht wegen ihrer Persönlichkeit, sondern wegen des Unrechts oder der Gewalt, die ihnen widerfährt.

Neiman meint, dass der Moment, an dem das Opfer und die Traumatisierten zum Subjekt der Politik wurden, der Beginn des antiuniversalistischen Niedergangs sei. In den vergangenen Jahren wurde aber gerade im «woke» genannten Spektrum eine Perspektive vorherrschend, die nicht in den (kolonialen, imperialistischen) Verletzungen der Vergangenheit, sondern in den daraus hervorgegangenen kapitalistischen Normalitätsstrukturen zeitgenössischer Gesellschaften die Ansatzpunkte für antirassistische, feministische oder minoritäre Positionen sieht. Die anspruchsvolleren Texte der vergangenen zehn oder zwölf Jahre, etwa von Fred Moten oder Denise Ferreira da Silva, tauchen bei beiden Autor:innen nicht auf.

Abgefahrene Züge

Aber ist woke vielleicht gar kein Thema theoretischer Debatten? Neiman hasst das T-Wort («modisch») und die damit verbundene Lesekultur. Sie erklärt ausdrücklich (und auch Balzer tritt eher als *public intellectual* denn als Theoretiker auf), dass sie keine tiefgreifenden philosophischen Auseinandersetzungen unternehmen will, sondern aktuelle Eingriffe in ein sich vor ihren Augen zuspitzendes Geschehen. Dieses Geschehen spielt eher auf dem Terrain der Ideologien (der angereicherten, waffenfähig gemachten Ideenderivate) als auf der Ebene der Ideen an sich. Beide Bücher diskutieren dann aber doch unentwegt Ideen an sich (oder geben ideologische Zuspitzungen als solche aus), allerdings ohne die Werke, in denen sie entwickelt wurden, je zu zitieren. Sie referieren ausschließlich mitten in den Battles gefallene Äußerungen, ohne etwaigen Systemen und Begründungszusammenhängen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Auch Balzer bemängelt, dass Neiman keinen einzigen Vertreter der woken Bewegung benennt, gegen die sie antritt. Aber man muss ihr zugutehalten, dass sie in ihrem geschmeidig geschriebenen Essay eine ganze Reihe von Namen fallen lässt (Spivak, Mbembe, Wilderson III), die als Stichwortgeber für Wokeness infrage kommen. Nur hat weder Spivak je ihre berühmte «Abrechnung mit dem Abendland» veröffentlicht noch Mbembe sein Manifest «Fortschritt ist Faschismus». Diese und andere Autor:innen betreiben keineswegs in erster Generation eine Begriffsbildung, der man mit den Frontlinien der 1970er nicht kommen sollte. So knapp das Dropping dieser Autorennamen ausfällt, so ausführlich widmet Neiman sich dem Feind

hinter allen Feinden, dessen Verantwortung für die Widrigkeiten der Wokeness offenbar von Todestag zu Todestag zunimmt: Michel Foucault.

Man muss nicht viel über Foucault wissen, um mitbekommen zu haben, dass seine Philologen sein alles andere als widerspruchsfreies Werk in Phasen einteilen, ohne sich, wie Neiman an einer Stelle auch richtig bemerkt, darüber einig zu sein, wo er bloß beschreibt und wo er wertet. Doch selbst in dieser Ambiguität ist/war Foucault kein gleichbleibender Autor: Es gibt von ihm durchaus leidenschaftliche Bekenntnisse, Zustimmungen, Bejahungen und – obwohl Neiman das abstreitet – normative Urteile. Neiman bringt das Kunststück fertig, aus ihm einen in sich homogenen, gezielt auf ein Ergebnis hinarbeitenden Antagonisten zu machen, dessen große Ziele die woke Bewegung nun leider weiterverfolge: die Diskreditierung von Aufklärung und Fortschritt. Das liest sich wie eine Auseinandersetzung aus den späten 1970er-Jahren, wie die große Foucault-Habermas-Debatte, die damals gar nicht richtig stattfand, denn als Habermas und andere Deutsche explizit auf französische Theorie reagierten, war Foucault schon tot.

Neiman mobilisiert also eine Pro-Habermas-Position aus der Zeit der Regierung Schmidt, während Balzer interessanterweise die frühe Habermas'sche Diskursethik als rettendes Reservoir für die Wokeness nutzen will: Alles, was an Wokeness je Berechtigung hatte, lasse sich mit diesem Instrumentarium begründen. Der Antirassismus, der in den Neunzigern auch als Antwort auf die Wiedervereinigung entstand, hatte aber aus gutem Grund auf den Poststrukturalismus und die Cultural Studies gesetzt (ähnlich seine nicht ganz analogen Parallelprojekte wie Feminismus und queere oder dekoloniale Positionen). Denn der «weiße» Normalismus des Markierens anderer (als Benachteiligung, exotistische Projektion) und die waffenfähig gemachte Sachlichkeit hegemonialer Öffentlichkeitformen der alten BRD spielen keine Rolle als Problem in der (oder einer anderen einheitlichen) Theorie des kommunikativen Handelns. Mit einem späteren Habermas wäre da vielleicht mehr anzufangen gewesen.

Der Verdacht keimt auf, dass die Anti-Woke-Bücher etwas grundsätzlich Verspätetes, ja fast Gemütliches haben, dass sie aus einer früheren Welt in die Gegenwart hinübereagern, in der man sich über Ideen noch philosophisch zerstreiten konnte, statt diskursstrategisch zu fragen: Wem nützt welches Ideologem an der Front der aktuellen Ereignisse? Denn wo in der Welt kann man so leben, dass ein wesentlicher Bestandteil des Schließens von Freundschaften und Eingehens von Ehen darin liegt, dass man an die gleichen Werte glaubt und für sie eintritt (Neiman: Universalismus, Balzer: Antiessentialismus) und sich entsetzt voneinander abwendet, wenn eine:r der Partner:innen diese Werte betrügt? Was für ein Konzept von Ideen und Werten hat man, wenn man ernsthaft glaubt, diese als «transparentes Ich»

(Ferreira da Silva) frei und ganz eigenverantwortlich ergreifen zu können?

Wenn Ideen auseinandergehen

Nun, man lebt vermutlich in der Stadt, in der diese Zeitschrift erscheint und von der sie ihren Namen hat, oder in der anderen Stadt, in der die Tageszeitung erscheint, von der Susan Neiman enttäuscht ist. In den Teilen der Welt mithin, wo die Macht noch einen Überbau braucht oder sich gnädigerweise einen solchen leistet, um ein geordnetes Leben einzurichten. In dieser Welt gedeiht der Mensch und macht seine Emanzipationserfahrungen. Und natürlich hält er sich für abenteuerfähig, flexibel, transformations- und transgressionsgeeignet: mit anderen Worten für – sowohl woke als auch humanistisch gedacht – einen Menschen. Die Auffälligkeit muss man erwähnen dürfen, dass diese in ihren Meinungen und Überzeugungen und deren expressiven Wechseln und Unvereinbarkeiten aufgehende Person vor allem auch etwas anderes ist: unmarkiert und privilegiert. Das macht sie nicht zwingend falsch, im Gegenteil: Das Privileg kann, obwohl unverdient, sogar hilfreich sein, aber es ist eine nicht mitbedachte Komponente des Urteilens.

Das Existenzielle und Erbitterte des aktuellen Streits könnte damit zu tun haben, dass es inzwischen weniger um diese Ideen geht, mit denen man aufgewachsen ist, als um eine Diskurspolitik und strategische Verwendung von Ideologemen, die so weit gediehen ist, dass sie niemand mehr unter Kontrolle hat: Nicht nur die Eigendynamik der sozialen Medien, auch neueste Drohungen von rechts, durch grüne und christdemokratische Kulturpolitik schon teilrealisiert, die Spielräume für Ideen totzusparen und zu disziplinieren, treiben die Temperatur in Diskussionen hoch, zu denen man aus privilegierter Halbdistanz noch eine folgenlose Meinung haben konnte wie einst im Mai.

Vor einigen Jahren war es noch bequem möglich, «woke» und «antideutsch» zugleich zu sein. Dann schossen die Antideutschen immer schärfer mit TERF-Patronen gegen Trans-Positionen. Zugleich trafen immer mehr (darunter auch jüdische) Expats aus den USA, Südamerika, Israel oder Australien in Berlin ein, die sich nicht von Deutschen erklären lassen wollten, was Antisemitismus ist. Heute ist es so, wie Balzer es beschreibt: Niemand redet mehr miteinander, aber nebenbei wurde allen massiv die Miete erhöht, und die Off-Spaces wurden geschlossen. Vielleicht ein anderer Grund für die Reizbarkeit: Die alten Privilegien sind von allen Seiten bedroht.

Aus sparsamen, aber doch bezeichnenden konkreten Hinweisen geht hervor, dass der eigentliche Sinn der Kategorie «woke» für unsere Autor:innen – beide führen ihn auf Leadbellys Song über die «Scotsboro Boys» zurück – die afroamerikanische Politik und politische Philosophie ist. Ihr halten sie

Abweichungen von einem Konsens vor, der ihre eigenen *formative years* geprägt hat und in dem sie weiterhin Investments haben. Diese Abweichungen wiederholen sich, es gibt da ein Muster: Black Lives Matter war erst in Ordnung («in ihren Anfängen universalistisch», Neiman), später nicht mehr («antisemitisch», Balzer). Warum wiederholen die immer wieder diesen Irrtum? Balzer kann auch die Nation of Islam nennen oder Public Enemy. Warum wird aus einer richtigen Idee eine falsche?

Vielleicht, weil sich diese Entwicklungen gar nicht im Reich des Denkens abspielt, weil der Druck, der aus richtigen Ideen falsche werden lässt, gar nicht auf der Ebene der Ideen entwickelt wird. Fehlt der Projektion auf afroamerikanische Kultur und Politik als großes, unverwickeltes Reservoir des Richtigen in ihrem Idealismus vielleicht der Sinn für die Materialität von politischen Kämpfen?

Balzer nennt Erykah Badu als Kronzeugin für ein noch gutes Verständnis von «woke» im Sinne einer Offenheit, doch zu den von ihm genannten Zeitpunkten war Badu schon mehrfach als Anhängerin der antisemitischen Nation of Islam aufgefallen, wenngleich sie abstritt, irgendetwas mit Antisemitismus zu tun zu haben. Das in aller Munde vorrätige Hannah-Arendt-Zitat «Wenn man als Jude angegriffen wird, muss man sich als Jude verteidigen» beschreibt den materiell-strategischen Kern jeder identitätspolitischen Situation. Man kann damit nicht den Niedergang emanzipatorischer Ideen oder ihr Umkippen in Ressentiments wie das des Antisemitismus beschönigen oder ihren Irrtum relativieren. Aber es zeigt: Seine strategische Situation hat sich kein Mensch ausgesucht. James Baldwin hat dies schon für die 1950er anschaulich dargestellt.

Fortschritte und Gegenfortschritte

Was emanzipative Entwürfe angeht, so hat es im Verhältnis zu den goldenen Jahren der Bürgerrechtsbewegung der 1950er und 60er einerseits und der *hybrid identities* der 90er andererseits große Fortschritte gegeben: Die besonders aggressiven Feinde der Wokeness sprechen doch andauernd von queeren Exzessen und Genderwahn. Was haben die mit – sagen wir – Black Lives Matter zu tun? Nun, man nennt es (auch schon länger) Intersektionalismus. Dieser peilt einen weit über einzelne Identitäten hinausreichenden Geltungsbereich an, in dem Ideen auf Lebensformen und Diskursstrategien treffen, die es zu Zeiten von Martin Luther King oder Malcolm X noch nicht gab. Auch an den zuletzt so oft geschmähten Universitäten im deutschsprachigen Bereich gedeiht dieser Ansatz. Dass jüdische Kommiliton:innen dabei manchmal schlicht als Weiße angesehen werden, ist allerdings eine bedauerliche und auch neuere Dynamik.

Auch im Reich des Denkens ist seit den 90ern eine Menge passiert. Das Projekt, die westliche Philosophie durch die Sichtbarmachung des Kolonialismus und des mit ihm verbundenen Rassendenkens neu und anders zu denken, hat in vielerlei Hinsicht Kontakt zur *French Theory* gehabt (Foucault, Derrida, Deleuze/Guattari, Lyotard). Es hat sich aber schon lange und über verschiedene Stationen und Verzweigungen weiterentwickelt, auch über die immer wieder genannten Gründermütter und -väter des postkolonialen Denkens hinaus (Said, Spivak, Bhabha). Einer Autorin wie Sylvia Wynter etwa geht es um die verschiedenen soziogenetischen Stationen, die die menschliche Entwicklung und der Begriff des Humanen durchlaufen haben und deren bis heute wirkmächtigste die koloniale gewesen sei, gegen die sie einen Begriff des Menschlichen jenseits des Menschen setzt («Being Human after Man»). Wynter beruft sich dabei auf so unterschiedliche Inspirationsquellen wie den Radikalen Konstruktivismus eines Humberto Maturana oder auf Frantz Fanon, und in kritischer, komplexer Weise auch auf Foucault.

Für Denise Ferreira da Silva lässt sich die Erfindung des transparenten Subjekts der abendländischen Philosophie und der Transparenz als ausschließendes Kriterium von Menschlichkeit nur verstehen, wenn man seine ökonomischen Effekte für das koloniale Ausbeutungsregime mitbedenkt. In *Toward a Global Idea of Race* unternimmt sie eine Kritik der Philosophie nach der Aufklärung, die sich gerade nicht auf Partikulares beruft, sondern die (negative) Universalität des Begriffs «Race» zu ihrem Ausgangspunkt macht. Wenn Neiman meint, man könne Kant doch nicht wegen seiner gewiss bedauerlichen, aber sehr marginalen rassistischen «Stellen» ablehnen, schließlich habe die French Theory noch viel schlimmere und jüngeren Texte von Heidegger bis Schmitt benutzt, dann übergeht sie, dass das angeblich «woke» Denken sich aus philosophischen Diskussionen speist, die einige Entwicklungsstufen später einsetzen als Foucault und Derrida.

Da «Woke» aber vor allem durch von *Spiegel*-Schranzen wie René Pfister verbreitete schwarze Legenden vom amerikanischen Campus und twitterfähige Anekdoten aus dem Reich des Cancel-Gejammers repräsentiert ist, worauf teilweise auch unsere Autor:innen reinfallen, dringen beide nicht zum Kern einer möglicherweise spannenden Debatte vor – etwa, ob und wie Sylvia Wynters Projekt ein linkes sein kann. Weder die Berufung auf das tadellos-antikoloniale Denken der Aufklärer (Neiman), noch die Nostalgie nach den hybrid-fluiden 90ern und 00ern (Balzer) rechtfertigt die Einfallslosigkeit, dem Antirassismus von heute das 18. Jahrhundert zu verordnen. Oder Musik aus den 1990ern. Obwohl: Da gab es schon hilfreiche Tracks.

Diedrich Diederichsen ist Professor für Theorie, Praxis und Vermittlung von Gegenwartskunst an der Akademie der bildenden Künste in Wien.

Zeitschrift für Bücher und Ideen